

HERDER- KORRESPONDENZ

MONATSHEFTE FÜR GESELLSCHAFT UND RELIGION

Heft 12

49. Jahrgang

Dezember 1995

Jedes geschichtliche Ereignis ist im Augenblick seines Geschehens von Pulverdampf umgeben.

Karl Rahner

30 Jahre nach dem Konzil

Vor dreißig Jahren – am 8. Dezember 1965 – endete das Zweite Vatikanische Konzil. Beim Blick zurück könnte einem der Schrecken in die Glieder fahren, zumal jemandem, der theologisch und kirchlich mit dem II. Vatikanum aufgewachsen ist und die Entwicklung seither mit halbwegs wachen Sinnen begleitet hat. Was hat sich in diesen dreißig Jahren zugetragen, daß aus dem von Johannes XXIII. beschworenen Neuen Pfingsten – wenigstens in unseren Breiten – eine Atmosphäre der Lustlosigkeit und Absatzbewegungen geworden ist, von den Reibungsverlusten im Innern ganz zu schweigen? Die Antwort darauf kann nicht Schwarz-Weiß sein, dem Ernst der Situation sollte sich aber niemand entziehen.

Die Zahlen spenden keinen Trost

Lassen wir die periodischen steigenden Kirchenaustrittszahlen, die die evangelische Kirche noch stärker betreffen als die Katholiken, als das für das kirchliche Leben selbst am wenigsten aussagekräftige Phänomen beiseite. Aufrüttelnd daran ist allerdings, daß wohl zum erstenmal in der Geschichte des Christentums zumindest kleine Minderheiten nicht aus Glaubensverlust die Kirche verlassen, sondern weil ihnen die Kirche selbst nicht mehr als Ort und Gemeinschaft des Glaubens erscheint. Und höchst bedenklich ist auch, aber das liegt auf einer anderen Ebene, daß mehr oder weniger echte religiöse Bedürfnisse sich dem kirchlichen Leben gegenüber verselbständigen und sich in Sekten oder diversen synkretistischen Bewegungen ihre eigenen Ausdrucksformen suchen.

Sehr viel nachdenklicher macht schon der enorme *Rückgang des Gottesdienstbesuches*. Es gibt dafür eine Menge Erklärungen, darunter die Tatsache, daß Katholiken in der kirchlich freieren Atmosphäre nach dem Konzil in großer Breite schlicht ihr Verhalten geändert haben und den Besuch des Sonntagsgottesdienstes nicht mehr als Kirchenpflicht, sondern als persönliche Entscheidung ansehen. Auch darf nicht unterschlagen werden, und das hilft auch, die Kirchenaustrittswellen zeitgeschichtlich richtig einzuordnen, daß bereits in den fünfziger Jahren rund die Hälfte der gottesdienstpflichtigen Katholiken der sonntäglichen Eucharistiefeier fernblieben. Aber während der Sonntagsgottesdienstbesuch zur Konzilszeit noch um die 45 Prozent lag, ist er zwischen 1965 und 1985 nach der kirchenamtlichen Statistik von 45,9 auf 25,8 Prozent zurückgegangen und von 1985 und 1993, dem bislang letzten Erfassungsjahr, nochmals von 25,8 auf 19,6 Prozent gesunken.

Nur Trennung der Spreu vom Weizen oder Verfall der Glaubensbindungen bis an den Rand der Kerngemeinden? Der Gottesdienstbesuch ist nun mal religiöser Kern des Christseins und sichtbare Beglaubigung des Bekenntnisses zugleich; es muß sich also nicht nur in den Bräuchen und Gewohnheiten, sondern im Christsein selbst etwas geändert haben. Die Veränderungen fallen noch mehr ins Gewicht, wenn man den Rückgang an persönlicher Religiosität im Privaten, das Verschwinden religiöser Rituale und gemeinsamer Gebetszeiten in den Familien bedenkt.

Zusammenbruch nur der alten volkskirchlichen Strukturen auf einem sehr plural gewordenen Markt der Orientierungen und Unterhaltungen oder Abwanderung vieler Katholiken

mit ohnehin loser Bindung an das kirchliche Leben in die individuelle religiöse Beliebigkeit mit Rückwirkung auf die Glaubenshaltung in den Gemeinden selbst? Der Gottesdienst als kultische Grundform des Gemeindelebens nur noch Angebot für diejenigen der älteren Generation, die in der Kirche eine soziale Beheimatung gefunden haben?

Und der Gottesdienst selbst? „Ende des Mysterienspiels – aktive Gemeinde“ so resümiert *Otto Hermann Pesch* in seinem Konzilsbuch von 1993 die nachkonziliare Gestaltung der Gemeindeeucharistiefeier. Indessen hat man gelegentlich den Eindruck, das Orgelbrausen müsse nicht nur gesanglich den aktiven Part in der Gemeinde übernehmen. Und die „mensa verbi“, der Tisch des Wortes, von dem die Liturgiekonstitution und in ihrem Kontext die Offenbarungskonstitution so beherzt spricht? Rühmliche Ausnahmen gibt es, aber in der Regel ist aus der katholischen Predigt homiletische Magerkost geworden. Verkündigungsrhetorik flüchtet sich ins Ablesen. Die Kanzel wurde als erstes aufgegeben. Als Ort geistlicher Provokation, was etwas anderes ist als Folklore, ist sie längst obsolet geworden. Wer mehrere Gemeinden zu „verwalten“ hat und von Zelebration zu Zelebration hasten muß und unter der Woche von Termin zu Termin, ist innerlich zu sehr ausgelaugt, um sich auf die Tiefen zu besinnen, aus denen heraus er die Gewissen aufrütteln kann.

Dann die *Theologie*. Man muß vorsichtig sein. Der weitverzweigte theologische Betrieb läßt sich nicht an einigen wenigen Publikationen messen. Auch verbieten sich allzu schlichte Einteilungen, vor allem eine simple Gegenüberstellung Ost–West oder auch Nord–Süd: Der Westen auf der Höhe der Zeit, die Theologie im Osten noch in den Fängen einer durch Verfolgerdruck konservierten, aber nicht mehr lebensfähigen Tradition. Nicht zu übersehen ist, daß der (romanische) Süden besonders in der praktischen und katechetischen Theologie aufgeholt hat, von der man hierzulande gelegentlich den Eindruck hat, sie gehe zu sehr auf begrifflichen Stelzen und sei im Süden, ohne Universitätstheologie, realitätsnäher und vitaler.

Es fehlt theologisch nicht an Anbietern und – erfreulich – nach wie vor trotz schlechter Berufsaussichten nicht an Nachfrage. Aber personell scheitert der gute Ertrag, je länger wir uns von der offenen Konzilsatmosphäre entfernen, nicht selten schon an kleinlichen Bedenken Roms bei der Besetzung von Lehrstühlen, und die Sache selbst bleibt zu häufig im Methodischen hängen. „Molta teologia, poco Dio“ – „Viel Theologie, aber wenig Gott“, sagte jüngst der inzwischen neunzigjährige Kardinal *König* zu einem Interviewer des italienischen „regno“. Wer möchte dem neben Altbischof *Josef Stimpfle* wohl letzten noch lebenden Konzilsvater des deutschen Sprachraums da widersprechen?

Ausdruck der Unfähigkeit in einem wissenschaftlichen wie lebensweltlich komplizierten und ablenkungsreichen profanen Umfeld, dem Gott der christlichen Offenbarung intellektuell und existenziell einen vorzeigbaren resp. wahrnehmbaren Platz zu verschaffen und den Prediger, Katecheten, Liturgen, theologischen Erwachsenenbildner entsprechend zu „infor-

mieren“? Was sollte sonst Aufgabe christlicher Theologie sein? Das Exerzierfeld, auf dem diese Aufgabe exemplarisch erprobt werden könnte: Die Aufarbeitung und offensive Korrektur eines immer vager gewordenen *Religionsverständnisses*, Religion als variantenreiche Strategie beliebiger Kontigenzbewältigung, die im Zweifelsfall auch bloßes Verlangen nach angstfreier Selbstverwirklichung sein kann, in das christlicher Glaube mit sozial- und psychoanalytischen Kunstgriffen hineinintegriert wird. Eine offensive Aufarbeitung dieses Themas wäre ein großer Gewinn, z. B. für den institutionell bei uns von Ausnahmen abgesehen gut gesicherten, in seinen Inhalten aber völlig verunsicherten schulischen Religionsunterricht.

Emanzipiert, verkirchlicht und kleinlaut

Und schlußendlich – die Katholiken in der *profanen Öffentlichkeit*. Soweit es sich dabei um ein spezifisch deutsches Thema handelt: Der katholische Bevölkerungsteil hat in den letzten dreißig Jahren, was seine Präsenz in den gesellschaftlichen (informellen wie funktionellen) Eliten betrifft, unauffällig, aber stetig und kräftig aufgeholt. Ob es sich um die oberen oder mittleren Führungsetagen großer Unternehmen, um herausragende Wissenschafts- und Forschungseinrichtungen, um die öffentliche Verwaltung oder um politische Stäbe handelt: Überall trifft man heute auf Katholiken, und keineswegs auf beliebige, sondern durchwegs auch auf Menschen mit persönlicher Kirchenbindung.

Soziologisch gesehen gehören die Katholiken in Deutschland zu den größten Nutznießern der Bildungsexpansion. Aber die Präsenz in der Sache wird immer mehr „verkirchlicht“, damit veramtlicht. Anstelle der Verbände und unabhängiger Expertengruppen werden fast ausschließlich Episkopate und Kirchenleitungen zu Sprechern in gesellschaftlichen Fragen. Was an wegweisenden Papieren produziert wird, unterliegt damit von vornherein dem institutionalisierten Kompromiß zum Schaden für die Klarheit der Aussage: Die bisherige Entwurfsgeschichte des evangelisch-katholischen Papiers „Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland“ ist ein Musterbeispiel dafür. Da wird, wie in politischen Gremien auch, nach allen Seiten abgewogen, da eine Konzession dieser Seite, dort eine der anderen Seite gemacht. Auf der Strecke bleiben die bahnbrechenden Impulse und praktikablen Lösungsvorschläge.

Konkretisiertes Beispiel: Das Ringen um bezahlbare Beschäftigung möglichst für alle. Allen ist klar, daß angesichts der veränderten Nachfrage nach Arbeitsplätzen und des Rationalisierungszwangs durch technologischen Wandel über wirtschaftliches Wachstum allein Vollbeschäftigung nicht mehr zu erreichen ist.

Die Tarifpartner können sich aus ihren Interessenverflechtungen nur unter Ächzen und Stöhnen herauswinden, Politiker verschieben aus Angst vor Machtverlust die Wahrheit von Wahltermin zu Wahltermin. Da genügt es nicht, in einem Kirchenpapier zu Lohnkosten und Arbeitszeitgestal-

tung ungefähr das zu sagen, was alle sagen. Kirchenamtliche Dokumente können sich aber dem Trend zum Vorwegkompromiß kaum entziehen. Warum finden sich nicht aus Eigeninitiative katholische, meinetwegen auch überkonfessionelle christliche Gruppen zusammen, die, ausgestattet mit dem nötigen Sachwissen, ohne eingebaute Kompromißformeln das Nötige sagen?

Daß sich diesbezüglich wenig regt, mag ganz banale Gründe haben. Die mediale Vernetzung schreitet zwar gewaltig fort, aber mit der gesellschaftlichen Produktivität der informellen Kommunikation, auch der von Person zu Person, hapert es. Wer weiß schon jeweils, wer genau wann wo was ist. Aber es gibt auch katholizismusinterne Gründe, die die informelle Kommunikation untereinander und das Mitmachen bremsen. Viel Streit ermüdet, und wo das freie Wort nicht sehr geschätzt wird, wo die Grenzen der kirchlichen Meinungsbildung eng gezogen werden, da mischt man sich lieber nicht ein, zieht sich zurück. Dies ist besonders bedauerlich in einer Zeit, in der ethische Probleme überall akut werden, die profane Gesellschaft damit in zahllosen Verlegenheiten steckt und ein meinungsbildendes Wort aus katholischem Munde durchaus gefragt wäre.

Selbstüberschätzung und Verengungen

Aber was hat das alles mit dem II. Vatikanum zu tun? Eini- ges direkt, manches indirekt, vieles hat mit der Art zu tun, wie das II. Vatikanum als Ereignis und im Ergebnis verstanden wurde; das meiste allerdings wäre wohl mit oder ohne Konzil ähnlich gekommen. Entscheidende Entwicklungen waren so nicht voraussehen: das Ausmaß an Individualisierung z. B., wie wir es in den letzten Jahrzehnten erlebt haben, mit ihrem Verschleiß an zwischenmenschlichen und sozialen Bindungen. Wohl war der Trend bereits in den sechziger Jahren festzustellen, nicht aber das Ausmaß. So werden nicht nur traditionelle Schwachpunkte katholischer Moral (Familien- und Sexualmoral) zum besonderen Stein des Anstoßes: das veränderte Bindungs- und Freizeitverhalten, die viel größer gewordene individuelle Mobilität hat mittelbare Auswirkungen auf die kirchlichen Grundvollzüge, auf die Organisation des Gemeindelebens, auf den gemeindlichen und besonders auf den verbandlichen Zusammenhalt.

Aber nun zurück zum Konzil selbst.

– Die *Liturgiereform*: Der katholische Gottesdienst ist von rituellen Überlastungen und magischen Zutaten gereinigt, aber anthropologisch verdünnt aus dem II. Vatikanum hervorgegangen. Die Liturgiereform des II. Vatikanums wird einmal in die Geschichte eingehen als das Musterbeispiel einer zeitlich überfälligen, in der Substanz richtigen, aber in der Anwendung und Wirkung ambivalenten Reform, weil auf dem Reißbrett entworfen und ohne tiefere Besinnung auf das Wesen des Kults und seine anthropologischen Gesetzmäßigkeiten in die Praxis umgesetzt. Es ist grundfalsch zu behaupten, durch die veränderte Liturgie seien die Leute

aus den Kirchen vertrieben worden, aber der oft wenig ansprechende liturgische Vollzug liefert einen zusätzlichen Vorwand, um sich vom gottesdienstlichen Leben zurückzuziehen. Die Folgerung daraus: Nicht eine Desavouierung der Liturgiereform des II. Vatikanums, wohl aber eine Teilrevision und Weiterentwicklung.

Die Verengung des katholischen Gottesdienstes auf die Eucharistiefeyer muß um der besseren Hinführung zur Eucharistie selbst willen aufgebrochen werden. Neben der nachkonziliaren Gemeindeliturgie könnte der Lateinische Ritus als eine festliche Hochform in gereinigter Gestalt wieder zugelassen werden, nicht um den Jüngern des verstorbenen Erzbischofs Lefebvre entgegenzukommen, sondern um im katholischen Gottesdienst Uniformität und Willkür gleichermaßen zu überwinden.

– Der Paradigmenwechsel von „*Mystici corporis*“ zur Volk-Gottes-Theologie, verkürzt ausgedrückt vom *mystischen Wesen der Kirche zu ihrer menschlichen Zusammensetzung*:

Dies war so nicht der Wille des Konzils, aber so kam er bei vielen Katholiken an. Zunächst war das das neue Kirchenerlebnis: Die Kirche nicht verengt auf die „*societas perfecta hierarchica*“, sondern als die um Christi willen mit ihren Amtsträgern versammelte Gemeinschaft der Getauften. Dies war Ekklesiologie für das Leben und ökumenischer Aufbruch zugleich. Aber der Paradigmenwechsel setzte sich beim Kirchenvolk überwiegend in der eben charakterisierten verkürzten Fassung durch. Das Verständnis der Kirche als sakramentaler *communio* vermochte den mit einer isolierten Herausstellung des Volk-Gottes-Gedankens faktisch verbundenen Trend zur ekklesialen Verflachung nicht zu stoppen.

Nie ist so recht in Fleisch und Blut übergegangen, was im ersten Kapitel der Kirchenkonstitution angelegt war: das pneumatologisch-mystische Wesen der Kirche ausgedrückt in den verschiedenen biblischen Bildern, die alle Wesenszüge der Kirche ausdrücken, ohne deren sakramentale Natur zu verschleiern und sie auf die Ebene einer beliebigen religiösen Gemeinschaft herabzudrücken. Dies hat den nachkonziliaren Streit über die binnenkirchlichen Beziehungen zwischen Hierarchie und Laien trotz der wenigstens ansatzweise gewährten Mitwirkungsrechte von Laien in den Ortskirchen verschärft und den missionarischen Impetus geschwächt und das konziliare Verständnis der Kirche als Grundsakrament verdüstert.

– Die *Pastoralkonstitution* bzw. das Kirche-Welt-Verhältnis des Konzils: Mit „*Gaudium et spes*“ sahen die reformwilligen Kräfte den eigentlichen pastoralen Auftrag des II. Vatikanums erfüllt. Der seit der Aufklärung herrschende katholische Kulturseparatismus sollte überwunden, die Moderne in ihrem geschichtlichen Eigenwert endgültig anerkannt, die Vorbehalte gegenüber Wissenschaft und technischem Fortschritt abgebaut, der Dialog mit den autonomen weltlichen Sachbereichen neu eröffnet und nicht mehr von oben her, dekretorisch, sondern partnerschaftlich geführt werden.

Bedenkt man, daß Gestalt *und Idee* von „*Gaudium et spes*“

erst dem Konzil selbst entstammten, so war die Pastoralkonstitution ein großer Wurf. Er verdeckte aber nur dürftig eine gewisse *Harmlosigkeit* in der Einschätzung der Herausforderungen der Kirche durch eine Welt, mit der die Kirche sich in Jahrhunderten auseinandergeliebt hatte. Die zeitgenössische Lebenswelt erwies sich als sehr viel widerständiger, als man sie sich in der Zeit der neuen Weltzuwendung vorgestellt hatte. Der Versöhnung mit der Moderne stand ja nicht nur die intellektuelle Erstarrung katholischer Tradition entgegen, sondern die Tatsache, daß es die Moderne längst „gelernt“ hatte, ohne geistliche Energiezufuhr aus dem christlichen Glauben auszukommen. Und vor allem blieb nach dem Konzil die Hauptforderung für ein realistisches Kirche-Welt-Verhältnis uneingelöst, wie sie Kardinal Lercaro in der ersten Debatte zum Entwurf der Pastoralkonstitution formuliert hatte: „Die wirksamste Botschaft der Kirche an die Welt ist die völlige Erneuerung der Kirche.“

Wer weit nach vorne will, muß tief nach innen gehen

Was bleibt als Weg in die Zukunft? Zunächst allein der über die praktischen Reformen. Soweit sie solche mit Augenmaß fordern, handeln trotz fragwürdiger Simplifizierung der Fragestellungen auch die Initiatoren der verschiedenen Kirchenvolksbegehren nicht nur legitim, sondern hilfreich. Vorrang müssen allerdings die Reformen selber erhalten: Dialoge gewissermaßen um des Dialogs willen führen nicht weiter. Das dringendste Reformanliegen betrifft zweifellos das geistliche Amt bzw. die Zugänge zu ihm. Den zölibatären Klerus, so wie wir ihn gewohnt sind, wird es künftig in ausreichender Zahl nie mehr geben. Gemeinden aber brauchen *sakramental bevollmächtigte* Seelsorger, die selbst in den Gemeinden mitleben, sonst zerfallen die Gemeinden – trotz aller Notlösungen mit Laientheologen und der vielen spontanen Aktivitäten von Gemeindegliedern.

Man wird aber gut daran tun, die Frage nicht auf Zölibat und „*virī probati*“ zu begrenzen. Die Gemeinden brauchen sakramental bevollmächtigte Seelsorger, die als gereifte Persönlichkeiten sich im komplizierten Geflecht gesellschaftlicher Strukturen, lebensweltlicher Bedürfnisse und geistlicher Erfordernisse zurechtfinden; sie brauchen Gemeindevorsteher, die die christliche Botschaft praktisch und von Grund auf gelernt haben und Mitarbeiter mobilisieren und führen können. Solche Persönlichkeiten gedeihen durch geistliche und gesellschaftliche Einübung besser als durch Seminausbildung mit zölibatärer Lebensform als Ziel.

Ein kirchlicher „Grunddienst“, der in etwa die frühere Gestalt des Kaplans ersetzt, könnte ein Weg sein. So bleibt für diejenigen, die die Leitung einer Gemeinde übernehmen oder sonst eine leitende Seelsorgstätigkeit ausüben wollen, Zeit, sich *vor* der Priesterweihe zu bewähren. Natürlich würde damit der Kirche ein Quantensprung abverlangt mit nicht nur organisatorischen, sondern auch geistlichen Risi-

ken, und natürlich würde dann nicht alles besser sein, als es jetzt ist. Aber darum geht es nicht, sondern allein um den Vorrang der Seelsorge vor allen anderen Überlegungen: *Salus animarum suprema lex* – das oberste Gesetz der Kirche ist die Seelsorge.

Wer den Mut zu einschneidenden Reformen aufbringt, der muß – nach einem Wort von *Walter Dirks* aus der Zeit des Konzilsendes – allerdings auch bereit sein, tief nach innen zu gehen. Der Gang in die Tiefe kann dabei durchaus mit praktischen Reformen verknüpft sein.

Ein erstes Beispiel: Die Handhabung des *Bußsakraments*, überhaupt des kirchlichen Bußwesens. Aus berechtigter Abwehr früherer überzogener Beichtzwänge, aber auch aus gedankenloser Nachgiebigkeit ist das kirchliche Bußwesen in der Nachkonzilszeit bis zur Unkenntlichkeit verkümmert. Dies kann angesichts des allgemeinen Schuldverdrängens durch Wegtherapieren für eine Glaubensgemeinschaft tödlich sein. Voraussetzung für eine Wende: Was da verkümmert ist, muß durch die kirchliche Verkündigung erst wieder ins Bewußtsein gerufen werden. Warum ist z. B. die alte Tradition der Fastenpredigten weitem aufgegeben worden?

Ein zweites Beispiel: Die nachkonziliare Gestaltung der *Totenliturgie*. Nach christlichem Glauben wird, wie es im Hochgebet der Totenmesse heißt, im Tode „das Leben verwandelt, nicht genommen“. Mit Recht ist deshalb die Totenliturgie von der Auferstehungshoffnung bestimmt. Aber Christen sollten angesichts des Todes über die eschatologische Spannung zwischen dem Hier und dem Danach nicht hinwegreden und damit unfreiwillig zur zeitgenössischen Todesverdrängung beitragen.

Und als letztes, aber weitaus gravierendes Beispiel: Wir dürfen am allerwenigsten verdrängen, was „*Gaudium et spes*“ noch unter der Sonderrubrik „Atheismus“ abhandelte und was *Johann B. Metz* mit einem verquerten Begriff „Gotteskrise“ nennt: Es ist die verbreitete Unsicherheit über den Grund und das Ziel christlichen Glaubens. Spuren dieser Unsicherheit zeigen sich bis weit in die Kerngemeinden hinein und auch beim amtlichen kirchlichen Personal. Bislang ist es darüber weder nach innen noch nach außen zu einer wirklich offenen Aussprache gekommen.

Erst wenn der Mut zu beidem praktisch wird, zu konkreten Reformen, wo sonst die Seelsorge zusammenbrechen würde, und zur vorbehaltlosen Auseinandersetzung über die „Gotteskrise“ in der Kirche selbst, wird der Katholizismus sowohl an religiöser wie an gesellschaftlicher Vitalität wiedergewinnen.

In den dreißig Jahren nach dem Konzil wurde viel getan, auch viel verändert und vieles noch mehr beredet, aber wenig wirklich reformiert, und man hat das große Glaubens-thema, die Frage, wie es um den christlichen Glauben im Bewußtsein der Christen selbst steht, immer wieder umgangen oder hat sie nur von den Rändern her berührt. Das Fazit der dreißig Jahre Nachkonzilszeit zeigt: Die Um- und Auswege sind erschöpft. Jetzt heißt es: *Hic Rhodus, hic salta*.

David Seeber